

# Vor dem Sturm

Zwischen alten Idealen und neuen Hoffnungen, zwischen Castro und Obama – was wird aus Kuba? Unser Autor bereiste ein Land im Umbruch

TEXT MORITZ HERRMANN

FOTOS JOAKIM ESKILDSEN

*Am Malecón, Havannas Ufermeile, flanieren die Kubaner, sie angeln und träumen vom Wandel*



*Überwucherte Gleise, eingerüstete Altbauten: Kuba ist ein marodes Land. Was auf Besucher romantisch wirkt, erschwert den Alltag der Bewohner*



**Die Alten wissen, was die Revolution gebracht hat, die Jungen wissen, was sie nimmt**



*Jeder versucht sich irgendwie über Wasser zu halten, zum Beispiel mit dem Verkauf von Gemüse, als Viehtreiber oder Holzarbeiter*



*Kleine Schritte zur Freiheit: privater Fleischer in einem Vorort von Havanna*

Die Revolution  
ist immer noch  
omnipräsent. Aber ihr  
Glanz ist verblichen  
wie das Bild Fidels



*Der Hahnenkampf hat in Kuba Tradition,  
ebenso das illegale Wetten darauf.  
Die Wettbewerbe finden versteckt statt,  
hier in einem alten Bunker*

**M**it skeptischer Miene schaut Fidel Castro im Busbahnhof von Camagüey auf die Reisenden herab. Deckenventilatoren wälzen die Tropenhitze, eine gelangweilte Kubanerin verhökert Bier für umgerechnet einen Euro, Touristen warten auf ihre Fahrten, von denen keine pünktlich beginnen wird. Das gerahmte Porträt des Comandante hängt in der Wartehalle und gilbt vor sich hin. Eine Szene, die das heutige Kuba gut beschreibt. Ein Kuba zwischen Resignation und Aufbruch, ein Kuba vor allem, in dem die Revolution mit Parolen und Bildern zwar immer noch omnipräsent ist, an Ticketschaltern, in Amtsstuben, in Banken, auf der Straße und, wie hier, an Bahnhöfen, in dem sie aber ihre Wucht verloren hat, und ihren Glanz. Verblichen ist, so wie Fidels Bild.

Die Insel befindet sich in einem historischen Umbruch. Kuba öffnet sich dem Kapitalismus und den USA, um sein System zu retten. Kann das funktionieren? Kann die Partei den Sozialismus reformieren, ohne ihn zu zerstören? Wie sehen die Menschen den Wandel? Wie reformfreudig ist das Volk?

Seit 2008 ist Raúl Castro an der Macht, er ist kein Basta-Regent wie sein Bruder. Er hat die Amtszeit von Mandatsträgern eingeschränkt und das Staatsmonopol auf Beschäftigung abgeschafft, er lockt private Investoren und fördert Unternehmensgründer – eine echte Zäsur nach Fidels Politik. Den Kubanern am wichtigsten aber sind, das merke ich in jedem Gespräch, die neuen Bande zum einstigen Erzfeind. Es ist wahrlich skurril: Über Jahrzehnte wurde der Hass auf die USA geschürt, nun halten sie her als Projektionsfläche für Hoffnungen und Träume von einer besseren Zukunft. In den Oldtimern baumeln Stars-and-Stripes-gemusterte Duftbäume. Die Fahrer zucken mit den Schultern: „Warum nicht? Obama ist ein ehrlicher Mann, er will uns helfen.“ Nennt man Kuba heute einen Sehnsuchtsort, dann nicht, weil die Insel vielen immer noch als Traumziel gilt, sondern weil hier die Sehnsucht zu Hause ist, nach etwas Neuem.

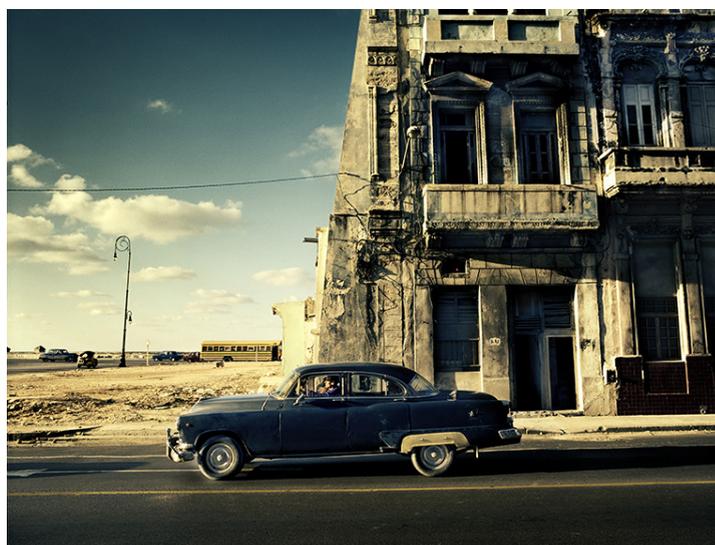
Im Zuge der Normalisierung, die US-Präsident Barack Obama und Raúl Castro seit Dezember 2014 anstreben, sollen ständige politische Vertretungen eingerichtet, politische Gefangene freigelassen und US-Sanktionen gelockert werden. Seit März 2015 besteht wieder eine Telefonverbindung zwischen beiden Ländern, Gespräche sind deutlich günstiger geworden. Gleichwohl mahnt Raúl Castro, zuletzt beim Amerika-Gipfel im April in Panama, viele ideologische Differenzen bleiben bestehen.

Wer durch Kuba reist, bekommt den Eindruck, dass etliche Kubaner dieser sozialistischen Linientreue überdrüssig sind. Von der Wirklichkeitstristesse der kleinen Leute ist die Kommunistische Par-

tei, wenn sie sich in ihren Ideologien verbunkert, weit weg. Der Mangel begegnet einem im Alltag ständig. „Hoy no tenemos“, das war der Satz, den ich überall hörte. „Haben wir heute nicht.“ Heute keinen Schinken. Heute keinen Senf. Heute kein Wasser. Auf Kuba gibt es Eisdielen ohne Eiscreme, Burger-Buden, die keine Burger servieren, weil es an Fleisch fehlt, sogar Geldautomaten, denen das Geld ausgegangen ist. Das sind die Belanglosigkeiten, vorgetragen von der dekadenten Warte des Touristen aus, der im Zweifelsfall ein teures Essen in einer der Hotelburgen bestellen und mit Kreditkarte bezahlen kann, für Einheimische undenkbar und unerschwinglich. Viele von ihnen sind auf das Geld der Exil-Kubaner angewiesen. Als ich einem Karikaturisten in Santiago de Cuba erzähle, dass ich aus Hamburg komme, grinst er: Ich möge bitte seinen Bruder grüßen, Tierarzt in Hamburg, ich bekomme dessen Karte und Handynummer zugesteckt. Fast jede Familie zählt einen Geflüchteten, es gibt einen Staat außerhalb des Staates. Umgerechnet rund zwei Milliarden Euro überweisen sie pro Jahr auf die Insel.

In Havanna reihen sich Häuser, die eigentlich Ruinen sind. In den Schaufenstern der Läden steht dasselbe Shampoo hundertfach nebeneinander, um Fülle zu suggerieren. Ebenso Säfte, Nudeln, Schuhe. Die Kubaner sind wahre Meister der Potemkinschen Inszenierung, mangelereifere Improvisationsprofis, Verfechter des Tauschhandels. Die politische Führung umarmt sie mit Worten, aber allzu selten mit Taten, also behelfen sie sich im Rahmen der begrenzten Möglichkeiten. Fällt der Strom aus und unterbricht die Übertragung eines Baseballspiels,

*Oldtimer prägen das Stadtbild, mühsames Flickwerk hält sie am Leben – diesem Wagen wurde ein japanischer Motor transplantiert*



## KUBA & USA: VON DER KRISE ZUR KOOPERATION

### REVOLUTION

*Ende 1958 wurde der kubanische Diktator Fulgencio Batista gestürzt, Fidel Castro errichtete einen sozialistischen Staat. Weil dabei viele US-Bürger enteignet wurden, verhängten die USA und ihre Verbündeten ein strenges Embargo gegen Kuba.*

### EISZEIT

*Kuba fand Unterstützung bei der Sowjetunion, die zur Schutzmacht wurde. Ihren Höhepunkt erreichten die Spannungen 1962 mit der Stationierung sowjetischer Raketen auf der Insel (Kuba-Krise). Fast wäre aus dem Kalten Krieg ein echter geworden.*

### ANNÄHERUNG

*2014 verkündeten Kuba und die USA, dass man die diplomatischen Beziehungen normalisieren und die Sanktionen allmählich lockern wolle. Das verarmte Land öffnet sich für den Westen – eine neue, marktwirtschaftliche Revolution könnte folgen.*

wird eine aufgezeichnete Telenovela über Laptop geschaut. Die gefächerte Zeitung ersetzt den Ventilator. Statt des Salats gibt es zum braunen Reis eben frittierte Bananen. Gegessen wird, was auf den Tisch kommt. Immer noch stehen die Kubaner einmal im Monat für die *libreta* an, die Ration subventionierter Lebensmittel, Reis, Speiseöl, Bohnen, Eier, nie Fleisch. Als Tourist beobachtet man die Schlangen auf Kuba staunend und nachdenklich.

Natürlich hat all das seinen Charme, es nährt den Mythos Kuba. Zugleich zeugt es von der großen Krise, aus der das Land herauszufinden versucht. So führt diese Melange aus neuer Politik und alten Problemen dazu, dass die Revolution längst nicht mehr unantastbar ist. Ich gebe gern zu: Auch ich bin nach Kuba gereist, um auf ihren Spuren zu wandeln. Ich war an der Begräbnisstätte von Che Guevara in Santa Clara, stand vor Santiagos Rathausbalkon und habe die Moncada-Kaserne besichtigt. Man verhält sich ehrfürchtig an diesen Orten. Aber dann sah ich in Cienfuegos der Parade zu, mit der man den 56. Jahrestag des Einzugs von Fidels Truppen in die Stadt beging. Im Parque José Martí war eine Bühne errichtet worden, am Abend strömte die Stadt zusammen. Leidenschaft? Jubel? Fehlanzeige. Die Älteren kamen, um zu plauschen, die Jungen spielten auf ihren Handys. Es war ein Fest, an dem wenig festlich war. Als fahnenschwenkende Schüler, auf Lastwagen eingefahren, die Kolonne von einst nachstellten, fiel der Applaus spärlich aus.

Natürlich ist nach 56 Jahren Routine entstanden, Routine muss nicht negativ sein. Aber wenn die Revolution egal geworden ist, ist sie auch austauschbar. Zumal die jüngeren Generationen diese Revolution nur aus dem Unterricht kennen, aus Erzählungen. Den Stolz, mit dem die Guerilleros in die Städte einzogen und der sich auf die jubelnde, befreite Bevölkerung übertrug, kennen sie nicht. Die Alten wissen gut, was ihnen die Revolution gebracht hat: ein Bildungs- und Gesundheitssystem etwa, das in der ganzen Welt als vorbildlich gilt. Die Jungen wissen besser, was ihnen die Revolution nimmt. Sie orientieren sich am Westen, nicht an 1959.

Als ich Kuba zu Beginn des Jahres bereiste, war der Vater der Revolution, Fidel Castro, seit fast zwölf Monaten nicht mehr aufgetreten. Schwer krank müsse er sein, munkelten die Taxifahrer, vielleicht schon tot. Im April hat sich der 88-Jährige beim Besuch einer Schule in Havanna gezeigt. Castro ist wie eine Delle in der Zeit, der Máximo Líder sendet immer dann ein Lebenszeichen, wenn er besonders laut totgesagt wird. So kommen seine Auftritte einer Mahnung gleich: Ich bin noch da. Und mit mir das System! Kuba 2015 ist mehr denn je ein Land zwischen den Extremen. Es gibt räumige Straßenhunde,



*Freier Oberkörper,  
Arbeit mit der Hand,  
Hütten aus Holz:  
Farmer in der Nähe von  
Santiago de Cuba*

die von Kubanern aus dem Weg getreten werden, und an der Leine geführte Markentiere, Huskies, Schäferhunde, Chow-Chows. In den Bars kann man wählen zwischen amerikanischer Coca-Cola und kubanischer tuKola, zwischen kubanischem Bier und Heinekens, Corona, Beck's. Auf den Straßen kreuzen bunte Oldtimer, aber auch asiatische Modelle und, direkt daneben, Pferdekutschen. Nicht aus Folklore, nein, die Droschken sind unabdingbar im alltäglichen Transport. Es gibt mehr Investitionen, mehr Importe, mehr Privatfirmen, aber an etliche Mauern geschrieben auch die alte Parole: Sozialismus oder Tod. Offiziell besteht Reisefreiheit, aber die Regierung entscheidet über die Passvergabe.

Es gibt Sterne-Hotels in der Stadt und Ackerbau mit Ochs und Pflug auf dem Land. Smartphones gelten als neues Statussymbol, zugleich fürchten die Kubaner immer noch (oder mehr denn je) den Überwachungsapparat des Regimes. Der Taxifahrer, der auf der Fahrt nach Remedios mit wilder Gestik seine zahlreichen Meinungen kundtut, will José heißen, seinen richtigen Namen soll ich nicht schreiben. „Dieser Staat sieht alles“, sagt er, „meine Familie kriegt Probleme.“ Vielleicht übertreibt er, vielleicht hat er recht. Die Komitees zur Verteidigung der Revolution sind weiterhin gefürchtet. José war früher Universitätsprofessor für Mechanik, aber weil ein Professor auf Kuba weniger verdient als ein Taxifahrer, fährt er lieber Taxi. José muss lachen, als er das erzählt.

Es ist toll, durch Kuba zu reisen. Es ist ein schönes, ein aufregendes, ein buntes Land. Alles, was Sie über Kuba gehört haben, stimmt ein bisschen – und ist zugleich ein bisschen falsch. Die Wahrheit liegt, wie der Inselstaat, irgendwo dazwischen. Und was heute noch ist, wird bald ganz anders sein.

**DER  
FOTOGRAF**  
*Joakim Eskildsen  
publizierte 2007 mit  
„Die Romareisen“ eines  
der erfolgreichsten  
Fotobücher der letzten  
Jahre. Er lebt und  
arbeitet in Potsdam.*